



Prof. Dr. Aleksandr Filonenko

Sagen, dass zwei und zwei vier ist

Johanna Schworm: So, ich hoffe, dass jetzt alle da sind. Und möchte Sie gleich begrüßen.

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde des Rhein-Meetings, ich freue mich sehr, Ihnen unseren nächsten Gast vorstellen zu dürfen: Nach den Zeugnissen beeindruckender Gewissheit in Situationen starker Ungewissheit, wie wir sie gestern in den Berichten über die verfolgten christlichen Minderheiten im Mittleren Osten gehört haben, und nach dem Vortrag von Prof. Roy heute morgen zum Nihilismus als Nährboden der Radikalisierung, wird unsere nächste Begegnung mit jemandem sein, der am eigenen Leib erfahren hat, was es bedeutet, unter einem Herrschaftssystem zu leben, in dem zentrale Evidenzen negiert oder verschwiegen wurden: Aleksandr Filonenko, Professor für Philosophie an der Universität Charkow in der Ukraine. Herzlich willkommen und vielen Dank, dass Sie gekommen sind. Und herzlich willkommen auch in Köln: Ich habe gehört, es ist der erste Aufenthalt hier in Köln bei uns.

In Kislowodsk (das liegt im nördlichen Kaukasus) geboren, ist er unter der Herrschaft der Sowjetunion aufgewachsen: als sowjetischer „Musterknabe“ – wie er einmal selbst von sich in einem Interview erzählt hat – ist er dort groß geworden – bis zu seiner Begegnung mit der Wissenschaft und später der Entdeckung des Glaubens. Professor Filonenko ist orthodoxer Christ. Seine Laufbahn als Wissenschaftler ist beeindruckend: Er studierte zunächst Atomphysik, später dann Theologie und Philosophie, wobei er in Letzterem promovierte. Er arbeitet als Professor für Wissenschafts- und Kulturtheorie an der Philosophischen Fakultät der Universität Charkow und hat außerdem Lehraufträge an verschiedenen Universitäten in Russland, Weißrussland, in der Ukraine und an der Universität Cambridge. 2011 gründete er die Initiative „Emmaus“ für die Integration verwaister Jugendlicher und junger Menschen mit Behinderung und andere Projekte für erzieherische und kulturelle Bildung. 2014 gründete er außerdem das Zentrum „Dante“, ein europäisches Kulturzentrum als Ort für Kulturveranstaltungen und den kulturellen Austausch. Seit einigen Jahren veranstaltet das Zentrum „Dante“ außerdem jährlich ein Kulturfestival, so auch dieses Jahr anlässlich des Jahrestags der Katastrophe von Tschernobyl. Aber nun genug zu seiner Person, er wird uns ja selber nachher noch von sich erzählen, das möchte ich nicht vorwegnehmen. Und nun zum Thema: Orwell beschreibt in seinem Roman, wie der Einzelne in ein System gerät, in dem alle Gewissheiten in Frage gestellt werden, und mehr noch, das System diese selbst definiert (die Partei hat immer recht). Als der Protagonist von 1984 sich selbst die Frage stellt, woher wir eigentlich wissen können, dass zwei plus zwei vier ist, wie wir zu einfachen Gewissheiten kommen können, schreibt er unmittelbar darauf in seinem Tagebuch folgende Einsicht auf: „Freiheit bedeutet die Freiheit, zu sagen, dass zwei und zwei vier ist. Gilt dies, ergibt sich alles Übrige von selbst.“¹

Ausgehend davon möchten wir Sie fragen, ob Sie diese Erfahrung kennen und was für Sie die beschriebene Freiheit bedeutet, besonders im Hinblick auf Ihre Laufbahn als Wissenschaftler, aber auch auf ihre Biographie allgemein: Sie haben eine ideologische und atheistische Erziehung erfahren und dennoch Ihren Weg zur Wissenschaft und zum Glauben gefunden. Sie haben die Wende in der Ukraine erlebt, waren selbst vor fünf Jahren auf dem Maidan anwesend und leben jetzt unweit eines Konfliktes, der zu einem Krieg ausgeartet ist und von dem wir hier in Deutschland kaum noch etwas mitbekommen, obwohl er unmittelbar vor unserer Haustür stattfindet. Wie war ihr Weg zu persönlichen und wissenschaftlichen Gewissheiten und

1 G. Orwell, 1984, Berlin 2004: 100 f.

Gewissheiten in ihrem Leben?

Schon jetzt möchte ich Ihnen für Ihren Beitrag danken und dafür, dass Sie Ihre Erfahrung mit uns teilen, und übergebe Ihnen jetzt das Mikrofon.

Filonenko: Guten Tag! Ich habe zwei Schwierigkeiten. Die erste Schwierigkeit ist, dass ich den Vortrag geschrieben habe, noch bevor ich Ihre Gesichter gesehen habe. Die zweite Schwierigkeit ist, dass ich heute mit einer Frauenstimme² spreche. Das ist sehr wichtig, weil der Vortrag über die Zärtlichkeit geht. Ich fange an mit einem Zitat: „Freiheit ist die Freiheit zu sagen, dass zwei plus zwei vier ist“.

Als ich mich auf diesen Vortrag vorbereitete und überlegte, wie man diese herausfordernde Bestimmung von Freiheit umformulieren kann, wurden meine Stadt und mein Land nach einem bisher warmen Winter von einem Schneegestöber erfasst, und das Internet überbrachte unglaublich schöne Bilder vom schneebedeckten Rom und zugefrorenen Kanälen in Venedig. Unterwegs auf der Straße die Schneehügel überwindend, dachte ich daran, wie ich schon mehrere Jahre lang den unterschiedlichsten Menschen eine einfache Frage stelle, deren Antwort jedes Auditorium in drei Gruppen teilt: „Wie viele Symmetrieachsen haben Schneeflocken?“. Und ich bin mir sicher, dass ich, wenn ich heute diese Frage stelle, Menschen von drei Typen treffen werde. Die Ersten werden ehrlich antworten, sie wissen es nicht. Die Zweiten wird die Frage in Verlegenheit bringen, weil sie in ihr irgendeine Provokation verspüren. Diese Gruppe ist sich nicht nur gewiss, dass die Schneeflocke sechs Symmetrieachsen hat, sondern sie denkt zusätzlich, dass diese Tatsache jedem bekannt ist. Diese Frage kommt diesen Menschen dann genauso seltsam vor wie die Frage: „Wie viele Pfoten hat eine Katze?“. In unserer Kultur nennen wir diese Gruppen Lyriker und Physiker. Aber die allerinteressanteste und auch die gefährlichste Gruppe ist die dritte. Ihre Vertreter antworten: „Das kommt darauf an“. Diese Gruppe wächst vor unseren Augen und verkörpert das Credo der Gegenwart, indem sie Freiheit mit dem Urteil „Das kommt ganz drauf an“ in Verbindung setzt. Aber das Problem ist, dass es manchmal NICHT darauf ankommt. Schneeflocken haben nicht fünf Symmetrieachsen, wie es oft auf sowjetischen Postkarten dargestellt wurde, und auch nicht sieben: Es sind immer nur sechs!

Die von Orwell gestellte Frage könnte heute so klingen: „Wie ist die Fähigkeit, diese einfache Eigenschaft der Schneeflocken zu bemerken, mit unserer Freiheit in Verbindung zu setzen?“ Wir alle haben in der Kindheit Schneeflocken mit dem Ärmel aufgefangen und ihre Schönheit bestaunt. Dies taten wir häufiger als zum Beispiel Elefanten zu bestaunen.

Aber geheimnisvoll ist gerade unsere Unwissenheit.

Lassen Sie uns gemeinsam uns ein wenig umsehen und den Versuch starten, zumindest flüchtig festzuhalten, zu was die Aufmerksamkeit gegenüber der Realität und der Schönheit der Schneeflocke führt. Ihre jüngste Geschichte beginnt in Köln im Jahr 1250, als Albert der Große die älteste Beschreibung der Schneeflocke verfasste. Später schreibt Kepler im 17. Jh., während er sich an der Schönheit der Schneeflocke erfreut, im Jahre 1611 ein Traktat „Vom sechseckigen Schnee“.

2 Prof. Filonenko sprach Russisch und wurde von einer Dolmetscherin ins Deutsche übersetzt.

Darin versucht er die Erklärung zu finden, warum es denn nun genau sechs Symmetrieachsen sind. Das gelingt ihm nicht, aber dank der Aufmerksamkeit, die er der Schönheit der Schneeflocke widmet, entsteht das bis dahin erste Traktat in der europäischen Wissenschaft zur Kristallografie. Und dieses beinhaltet ein bis zum heutigen Tage ungelöstes mathematisches Problem.

200 Jahre später gelingt es in der amerikanischen Stadt Jericho Wilson Bentley, mit dem Spitznamen „Schneeflocken-Mann“, das Problem zu lösen, welches jeder Mensch empfindet, der von der Schönheit verwundet wird: „Wie kann ich diese Schönheit mit anderen teilen?“. Bis dahin verurteilte die Zerbrechlichkeit einer Schneeflocke jeden Bewunderer zum einsamen Genuss. Im Jahre 1885 aber, also 100 Jahre vor Orwells Frage, gelingt es Bentley zum ersten Mal eine Schneeflocke zu fotografieren, indem er ein Mikroskop an den Fotoapparat anbringt. Ab diesem Zeitpunkt betreibt er jeden Winter eine regelrechte Jagd nach ihnen bis zu seinem Tod im Jahr 1931 an einer Lungenentzündung. Er schoss fünftausend Portraits um konstatieren zu können: „Keine Schneeflocke gleicht der anderen“, was zu einer Formel der amerikanischen Demokratie wird. Sein Album enthält wirklich keine identischen Exemplare, jedoch nur fünf Jahre später züchtet der Japaner Ukichiro Nakaya die erste künstliche Schneeflocke, um kurz darauf auch zwei gleiche zu erschaffen.

Beim Betrachten der Schneeberge unter den Fenstern ist es so erregend, sich zu besinnen, dass sie aus Schneeflocken von unermesslicher Schönheit bestehen. Und der Blick auf diese lädt uns ein auf den Weg von Kepler, Bentley und Nakaya. Von der Aufmerksamkeit für die Wirklichkeit und der Behauptung, es gebe immer sechs Symmetrieachsen mit derselben Selbstverständlichkeit wie „zwei plus zwei gleich vier“, über das Teilen dieser Schönheit zwischen denen, die von ihr verwundet wurden, bis hin zu der künstlichen Verwandlung von Dampf in Schneeflocken. Die von der Schönheit geschlagene Wunde der Realität öffnet den Weg von der Aufmerksamkeit zur Teilhabe, durch die Gemeinschaft der Verwundeten zur Kultivierung der Welt durch Arbeit. – Doch genau das ist der Weg unserer Freiheit.

Hier auf dem Rhein-Meeting ist es amüsant zu sehen, wie das Gewebe des Lebens aus Alltagsbegegnungen gewebt ist, genauso unzähligen wie Schneeflocken. Aber sind wir denn in der Lage, die Schönheit dieser Begegnungen wahrzunehmen? Hören wir den Ruf jener Schönheit, die sich hinter jeder flüchtigen Begegnung verbirgt, aus denen sich die anonymen Berge der Metropolen zusammensetzen? Was geschieht mit uns, wenn es uns gelingt, die evangelische Tiefe der Begegnung selbst in ihrer Flüchtigkeit zu erkennen?

Der große orthodoxe Theologe und Zeuge des 20. Jahrhunderts, Metropolit Antonij von Sourozh reiste eines Tages im Jahr 1966 aus London in das atheistisch geprägte Moskau und verkündete dort den Menschen folgendes, von denen er ebenfalls viele das erste und einzige Mal sah. Er sagte folgendes: *„Eine Begegnung ist immer ein freudiges Ereignis, denn jede Begegnung kommt von Gott, jegliche Begegnung ist der Augenblick, in dem Menschen sich einander von Angesicht zu Angesicht wiederfinden. Manchmal nur für eine sehr beschränkte Zeitdauer, doch zugleich auch für die Ewigkeit. Ist man sich auch nur einmal begegnet mit dem Herzen, dem Glauben, der Liebe, der geteilten Hoffnung, im Schatten des gemeinsamen Kreuzes, im Scheine der sich für beide ankündigenden, siegreichen Auferstehung, so kann man sich nicht mehr trennen. Die Entfernungen der Erde entfremden Menschen einander nicht mehr.“*

Für ihn war das Christentum genau diese Herausforderung und diese Lehre: In der flüchtigsten

Begegnung so eine Tiefe zu erfassen, ja eine österliche Tiefe zu sehen, die dafür sorgt, dass die Entfernungen der Erde die Menschen einander nicht mehr entfremden können. Die Schönheit Christi in der Tiefe einer alltäglichen Begegnung anzutreffen, in der Schönheit einfacher Dinge, wie zum Beispiel einer Schneeflocke, dies ist der wahre Gehalt seiner Einladung an ängstliche Menschen. Der Weg, welcher von der Annahme der Wirklichkeit bis zur Überwindung der Gewalt und zur Verwandlung der Welt führt, dieser Weg wurzelt in unserer Freiheit, die ideologische Maschinerie der Angst bis zur Realität durchschauen zu können. Genau diese Freiheit und diese Entschiedenheit führt mich nach Köln: Ich hoffe, dass unsere Begegnung gerade zu einer solchen wird, die eine Entfremdung zwischen uns unmöglich macht.

Die Erkenntnis des Zusammenhangs unserer Freiheit mit der Tatsache „ $2 + 2 = 4$ “ erlangte der Protagonist im Roman 1984, doch gerade in jenem Jahr habe ich endgültig erkannt, dass mein Leben an die Wissenschaft gebunden ist, die Wissenschaft als Kultivierung der Überraschung im Angesicht der einfachen Dinge. Ich war 15 Jahre alt und ging zu dieser Zeit in eine durch und durch sowjetische Schule. Es reicht an dieser Stelle zu erwähnen, dass sie nach Lenin benannt war und jede ihrer Wände mit Losungen und Zitaten aus seinem Werk vollgekritzelt war. Was könnte einen aus dieser Umgebung der alles durchdringenden Ideologie befreien, die in so einigem wie die Realisierung der Orwellschen Utopie aussah? Manchmal wurde man auf die erstaunlichste Art und Weise aus dieser ideologischen Umgebung herausbefördert. Einer meiner Freunde hat im Grundschulalter, beflügelt durch den Lernerfolg, einfache Gleichungssysteme vom Typ ‚ $x + 3 = 5$ ‘ zu lösen, ein solches Leninzitat an der Wand entdeckt, wie es in jedem Physikraum jeder sowjetischen Schule zu finden war. Das Zitat: „Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung des ganzen Landes“. In seiner Begeisterung darin, eine solche Gleichung erkannt zu haben, fing er an, sie zu lösen. Dabei kamen solche Sachen heraus, wie „Kommunismus minus die Sowjetmacht entspricht der Elektrifizierung des ganzen Landes“, oder, noch schlimmer: „Die Sowjetmacht ist gleich dem Kommunismus abzüglich der Elektrifizierung“. Selbst die Erfahrung eines 10-jährigen Jungen reichte aus, um zu verstehen, das war jetzt keine reine Mathe mehr und jetzt ist besser Schluss damit. Mit Ideologie ist nicht zu spaßen. Oder im Gegenteil, selbst der Spaß befreit, aber nicht auf Dauer. Bemerkenswert ist nur diese unbeabsichtigte Befreiung durch einfachste Überlegungen. Doch ich durchlebte eine noch grandiosere Befreiung von Ideologie, und dies geschah genauso unbeabsichtigt. Glücklicherweise bedeckten die Wände unseres Physikraumes nicht nur Leninzitate. Da war auch Newton. Er betrachtete mich aus seinem Portrait heraus. Damals kannte ich ihn noch nicht. Und unter diesem Portrait war das längste, längste Zitat, das man sicher nur dann bis zum Ende lesen konnte, wenn man tödliche Langeweile erlitt. Ich vollbrachte dies. Damals hatte ich die Bekanntschaft mit diesem Gentleman noch nicht gemacht. Natürlich konnte ich mir nicht vorstellen, dass es kein Vierteljahrhundert dauern würde, bis ich mich in seinem Trinity College in Cambridge befinden und mich in seinen Garten ausruhen würde. Doch damals teilte er dem Schüler einer provinziellen sowjetischen Schule folgendes mit: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheinen mag; aber mir selbst komme ich nur wie ein Junge vor, der am Strand spielt und sich damit vergnügt, ein noch glatteres Kieselsteinchen oder eine noch schönere Muschel als gewöhnlich zu finden, während der große Ozean der Wahrheit gänzlich unerforscht vor mir liegt.“³

Da kam es mir so seltsam vor, dass einer jeden Tag vor dem Ozean der Geheimnisse erwacht, ich

3 Zitiert von David Brewster in *Memoirs of Newton*, 1855.

jedoch vor dem Ozean der Langweile. So dachte ich und beneidete Newton, doch später verstand ich auf einmal, wie ihm das gelang.

Unser Physiklehrer nahm bei unserer ersten Begegnung im Unterricht ein Glas, füllte es mit Wasser und bedeckte es mit einer herausgerissenen Heftseite, drehte es kopfüber und das Blatt fiel nicht herunter. Später erzählte er etwas über die Atmosphäre und den Druck – aber ich erlitt einen Schock.

Ich konnte es nicht glauben, dass ich ganze 14 Jahre lang gelebt und trotzdem keine Idee gehabt hatte von solch erstaunlichen Eigenschaften eines Glases. Das war schließlich kein Large Hadron Collider. Das war die simpelste Realität, gegenüber derer meine Unaufmerksamkeit an Dummheit grenzte. An jenem Tag kam ich zuhause an und das erste, was ich tat, war ein TEST, in Einsamkeit, damit kein Mensch meine schmachvolle Schande mitbekam. DAS PAPIER HING! Darauf geschah etwas noch Erstaunlicheres: Ich demonstrierte das Ganze Papa und der war aufrichtig ERSTAUNT. Er war über 50 Jahre alt, und so folgerte ich, dass es weder an (meiner) Dummheit noch an meinem Alter liegen kann, sondern an der Aufmerksamkeit gegenüber den erstaunlichen Seiten einfacher Dinge. Und irgendwie kam mir sofort Newtons Meinung wieder in Erinnerung und es entstand die Vermutung, dass der Unterschied zwischen dem Leben am Ozean der Langweile und dem Leben am Ozean der Geheimnisse nicht in den Ozeanen lag, sondern in mir. Genauer gesagt, in meiner Freiheit und der Aufmerksamkeit für die Schönheit einfacher Dinge.

Und die Wissenschaft wurde für mich damals nichts anderes als die Kultivierung eines solchen Staunens im Angesicht der Wirklichkeit.

Man kann nun anfangen ein wenig mit Zahlen herumzuspielen. Orwell schrieb seinen Roman im Jahr 1948 und nannte ihn aus diesem Grund 1984 (indem er die Ziffern vertauschte). Man sollte erwähnen, dass das Thema „ $2 + 2$ “ bereits im Jahre 1938 von ihm formuliert war, und zwar während des Spanischen Bürgerkriegs. Er beschrieb damals eine „albtraumartige Welt, wo zwei mal zwei genau so viel ergibt, wie der Anführer verlangt“.

Wenn wir jetzt wiederum die Zahlen verstellen, so befinden wir uns im Jahre 1983, dem Jahr, in dem ich für mich entdeckte, dass die Macht der Ideologie dort an ihre Grenzen stößt, wo dem politischen Willen zu sagen, „ $2 + 2$ ist 5“ nur die Freiheit der Aufmerksamkeit gegenüber der Wirklichkeit entgegensteht. Diese von der Wissenschaft kultivierte Aufmerksamkeit ist in der Lage, uns durch das Staunen im Angesicht solch einfacher, doch unwiderruflicher Dinge wie „ $2 + 2 = 4$ “ zu befreien.

Um diese mysteriöse Fähigkeit der Wissenschaft, von der Macht der Ideologie zu befreien, richtig schätzen zu lernen, muss man sich in den historischen Kontext begeben, in dem ich meine kleine Entdeckung gemacht habe. Dieser Kontext ist die anthropologische Katastrophe, die im Jahr 1914 angefangen und zur Katastrophe der Oktoberrevolution 1917 geführt hat. Interessanterweise fehlte in der Sowjetunion die Praxis, des ersten Weltkriegs zu gedenken, und ich habe damit gerechnet, den hundertjährigen Gedenktag an einer diesem gewidmeten Konferenz zu verbringen. Es war unmöglich sich vorzustellen, dass in diesem Jahr (also 2014), nur 30 km von meinem Haus in Kharkov russische Panzer an der Grenze erscheinen und der bis heute fortwährende Krieg beginnen würde. Wir wohnen immer noch mit den Konsequenzen dieses Krieges und dieser Revolution vor 100 Jahren. Wenn man diese Katastrophe kurz benennen sollte, dann wäre deren

Name „Revolution der Grausamkeit“. Nicht nur, weil ich in dem Teil der Welt wohne, den Timothy Snyder als „Bloodlands“ bezeichnet und erforscht hat. In diesen Ländern haben zwei totalitäre Regime sich in ihrem Kampf miteinander nur gegenseitig verstärkt und in diesem unaufhörlichen Krieg von 1914 bis 1945 drei Wellen der anthropologischen Katastrophe hervorgebracht: Gulag und Auschwitz, Holodomor und Holocaust. Es ist wichtig, dass es nicht nur einfach eine böartige Hölle ist, in der den Menschen alle vorstellbare und unvorstellbare Gewalt angetan wurde, sondern dass diese Gewalt durch staatlichen Institutionen ausgeführt wurde mit dem Ziel, einen Menschen zu „entmenschlichen“, dass es mit der ideologischen Apologie der Gewalt verbunden war. Der Protagonist von Wladimir Majakowski hat im Jahr 1914 im Poem Wölkchen in Hosen, das der Geschichte der Liebe gewidmet ist, nicht die Gewalt, sondern die Zärtlichkeit am scheußlichsten empfunden: „Ich habe kein einziges graues Haar in der Seele, und greisenhafte Zärtlichkeit gibt es nicht in mir“. Hundert Jahre später, inmitten der Ruinen der Menschlichkeit, besteht das Schrecklichste darin, dass wir noch nicht einmal die Folgen dieser Katastrophe bemerken müssen. Eines Tages habe ich von dem französischen Pfarrer Patrick Dubois eine Tatsache aus der ukrainischen Geschichte gelernt, die meine Wahrnehmung des historischen Kontextes meines Lebens komplett geändert hat. Während des Zweiten Weltkrieges gab es in jeder ukrainischen Stadt einen Tag, an dem die Nazis an einem bestimmten Ort alle Juden zusammentrieben und töteten, um sie dann in eine Grube zu werfen und mit Erde zu bedecken. Diese Erde hat sich danach zehn Tage lang bewegt und Stöhnen durchgelassen. Das ist nicht im alten Ägypten passiert, sondern erst vor 80 Jahren in meinem Land. Und wir erinnern uns jetzt schon nicht mehr daran. Noch weniger erinnern wir uns an die Verbrechen des Kommunismus. Zum Beispiel ist die Tragödie von Katyn auch in meiner Stadt Kharkov passiert. Dort wurde der Vater von Andrzej Wajda getötet, der danach zum Andenken an seinen Vater den Film „Katyn“ gedreht hat. Die Premiere dieses Films war ein Hype. Aber nur wenige Bewohner von Kharkov erinnern sich heute noch daran. Die Katastrophe des 20. Jahrhunderts ist auch die Katastrophe des Gedächtnisses des Herzens. Nicht nur, dass wir uns nicht erinnern. Wir erinnern uns nicht, weil schon zwei Generationen vor uns stumm geworden sind, und diese Stummheit ist auch die Frucht der ideologischen Entmenschlichung.

Wie ist es möglich, die Menschlichkeit auf den Ruinen des 20. Jahrhunderts wiederzuentdecken? 2002 schrieb Jonathan Safran Foer den Roman *Everything is illuminated (Alles ist erleuchtet)*, in dem er über seine Reise in die Ukraine erzählte, die er antrat, um Zeugnisse über die Heimat seiner Vorväter zu finden, die jüdische Stadt Trachimbrode, die von den Nationalsozialisten komplett vernichtet wurde.

In diesem Roman legte der Autor eine Geschichte vor über das Leben bei einem Wasserfall, welche die Erinnerung an die Katastrophe festzuhalten ermöglicht. Damit nähern wir uns der Überwältigung der Stummheit. Generationen, welche mitten in der Katastrophe der übermenschlichen Gewalt überleben, vergleicht er mit einer Familie, die sich bei einem donnernden Wasserfall ansiedelt. Am Anfang werden der Mann und seine Ehefrau taub, schreien auf einander ein, um den Wasserfall zu übertönen, leiden an Schlaflosigkeit, aber schnell gewöhnen sie sich an den Donner und fangen an, einander wieder zu hören. Die erste Szene der Katastrophe ist der Wasserfall, der die Menschlichkeit der Beziehungen übertönt, die zweite ist die Wiederherstellung der Fähigkeit, einander zu hören. Aber der Wasserfall wird wieder präsent, wenn sie anfangen zu flüstern, das heißt über das Wichtige und Menschliche zu reden, mit denjenigen, die weit weg wohnen, zum Beispiel am Talausgang. So komplett unerwartet erscheint die dritte Szene, wo man als Antwort auf ihre leise Rede „schreit nicht“ zurückbekommt. Die tiefsten und wertvollsten

Sachen können die Menschen nur flüsternd aussprechen, und das Leben inmitten der Katastrophe bringt mit der Zeit die Fähigkeit zurück, miteinander über das Wichtige zu reden. Aber jede neue Generation, die weit weg von diesem unmenschlichen donnernden Schweigen der Katastrophe geboren wird, hört die Zeugnisse nicht mehr, weil sie die Schreienden sind, auch wenn sie über Sachen flüstern, die verletzen. Wir können die Sackgasse des Unmenschlichen nur überwinden, wenn wir die Kunst lernen, das Flüstern durch das Schreien hindurch zu hören. Wir brauchen eine neue Schule der Aufmerksamkeit und des Hörens durch das Schreien und die Stummheit, eine neue Schule der Fähigkeit zu flüstern. Genau zu so einer Schule hat Papst Franziskus uns alle eingeladen, indem er unser Bedürfnis in einer Revolution der Zärtlichkeit aufgezeigt hat. Und wir müssen auf seinen Vorschlag hören, da dieser die einzige Antwort auf die Revolution der Grausamkeit ist. Er warnt uns ständig davor, dass der dritte Weltkrieg naht, aber der einziger Ausweg gerade die Zärtlichkeit ist. Leute, die den Krieg nicht mehr ertragen können, sind auch mit einem Waffenstillstand zufrieden, währenddessen man zwar nicht tötet, jedoch mit den anonymen, unpersönlichen Gesetzen des Krieges weiterlebt. Der wahre Ausweg nach einem Jahrhundert der Unmenschlichkeit ist jedoch die Versöhnung, worunter man die Entdeckung der Welt des Friedens versteht und die Hoffnung unter den Menschen. Mitte der wahren, nicht Orwellschen 80er Jahre schrieb die russische Dichterin Olga Sedakova einen Zyklus von Gedichten namens Chinesische Reise, in dem sie die Auferstehung der Menschlichkeit mit der Zärtlichkeit verband. Da hat sie ihre Worte der Hoffnung geschrieben. Ein Zitat: „Die Zärtlichkeit ist die Genesung“. Aber wie bezieht sich das Bedürfnis in der Menschlichkeit, in der Genesung, im Gewinnen der Würde und der Versöhnung auf die Aufmerksamkeit zur Wirklichkeit?

Die Geschichte des 20. Jahrhunderts mit ihrer Grausamkeit am Menschen ist auch die Geschichte von zwei Entfremdungen von der Wirklichkeit. Die Moderne, die utopische, konstruktivistische Energien geweckt hat, hat versucht, die Realität als einen passiven Stoff für ihre Umwandlungen zu nehmen. Die Postmoderne, die sich von der Unmenschlichkeit der totalitären Utopien distanziert hat, verband die Ethik der Distanz von Ideologien mit der Ironie, hat aber keinen Weg der Wiederentdeckung der Menschlichkeit geöffnet. Die Wirklichkeit trat wieder zurück. Aber seit den 90er Jahren erleben wir die Wiederentdeckung der Wirklichkeit, ihre Rückkehr sozusagen. Die Risikogesellschaft, in der wir uns jetzt befinden, verbindet diese Rückkehr der Wirklichkeit mit Katastrophen und Risiken, angefangen von ökologischen bis zu politischen, wo die Sicherheit und die Harmonisierung der Ängste und Optimierung der Risiken zur Hauptaufgabe der Kultur wird. Aber diese Kultur als Schutz reicht nicht aus. Das lässt sich sowohl in der Geschichte des Selbstbewusstseins Europas klar sehen als auch in der Geschichte der post-sowjetischen Ukraine, die man oft als eine Geschichte von zwei großen Ablehnungen beschreibt: die Ablehnung des Nationalsozialismus im Jahr 1945 und des Kommunismus im Jahr 1989 mit dem Fall der Berliner Mauer. Jedoch reichen Ablehnungen für die Verwandlung des Bewusstseins nicht aus. Man braucht einen positiven Anfang, der mit einem Ausweg aus der anthropologischen Katastrophe durch die Suche einer neuen Menschlichkeit verbunden wäre. Und so eine Menschlichkeit zeigt sich in der Form einer rückkehrenden Wirklichkeit, sie zeigt sich nicht nur als Gewalt oder als Katastrophe, nicht nur als eine hochgelegene Erfahrung, die uns zur Kunst der Distanzierung bringt, sondern sie zeigt sich in der Schönheit. Schönheit ist vor allem eine belebende Wunde der Wirklichkeit. Sie ist nichts anderes als ein verletzender Aufruf an meine Freiheit, vor dem man sich nicht schützen will, da das Herz darauf reagiert. Schönheit ist heutzutage nicht mehr so sehr Harmonie und Symmetrie, sondern ein Aufruf zu einer lebendigen Menschlichkeit. Mein Weg wird zu einem Weg der Freiheit als Reaktion auf die Schönheit. Einst hat der Metropolit Antonij von Sourozh bemerkt, dass das Ziel des Gebetes die Verletzlichkeit ist. Wie oft ist es das Gegenteil

von dem, was man in der Kirche sucht – eine absolute Unverletzlichkeit, aber die Menschlichkeit beginnt bei der Verletzlichkeit vor dem Anderen bei einer Begegnung, um die man Gott bitten soll. Heute besteht unsere Freiheit nicht im Aktivismus. Nein, andersherum. Sie ist die Fähigkeit zu schweigen, zuzuhören, sich näher anzusehen und deutlich zu hören – den Aufruf der Wirklichkeit durch die Erfahrung der Schönheit zu erkennen, und dafür ist es notwendig, die Verletzlichkeit zu kultivieren und das Staunen vor der Schönheit. Man redet selten davon, aber für mich ist es offensichtlich geworden, dass die Wissenschaft als das Kultivieren des Staunens und das Gebet als das Kultivieren der Verletzlichkeit vor dem Geheimnis einen Anfang haben, den Anfang der göttlichen Zärtlichkeit, die auch mich zur Zärtlichkeit aufruft.

Vor etwa zehn Jahren war der hervorragende deutsch-ukrainische Fotograf Boris Mikhailov Zeuge eines Ereignisses, das allegorisch, aber radikal die Frage nach unserer Freiheit stellt. Im Zentrum einer europäischen Hauptstadt sah er einen erschreckenden Mann mittleren Alters, dessen Arme bis zu den Ellbogen rot waren. Der Mann machte etwas mit höchstem Ernst. Es stellte sich heraus, dass dieser Mann ein Kilo reifer Kirschen gekauft hatte. Darauf nahm er sie an einer Bushaltestelle einzeln aus der Tasche, riss sie entzwei, entfernte den Kern, warf diesen vorsichtig in die Mülltonne und pflanzte das übrig gebliebene Fruchtfleisch in einer Grünanlage unweit davon ein. So pflanzte er alle Kirschen, in der Hoffnung, dass er einen Kirschgarten pflanzte. Er tat alles mit einer beneidenswerten Hartnäckigkeit, Fleiß, Wohlklang und Begeisterung. Es gab nur ein Problem: aus dem Garten würde nie etwas werden. Die Hoffnung des Gärtners war fruchtlos. So oft ist auch unser Aktivismus, trotz allen Wohlklanges und Fleißes, fruchtlos, wenn es Ausbildung, Kunst, Gnade, Politik und Wirtschaft betrifft, genau deswegen, weil wir uns irgendwie dafür entschieden haben, dass man die Kerne wegwerfen muss. Und nachdem wir diese Entscheidung getroffen haben, sind alle unsere Bemühungen nicht mehr wichtig. In einer mysteriösen Weise trennen wir uns oft und konsequent von den Kernen, den Samen der belebenden Wirklichkeit. Die Aufmerksamkeit auf diese Samen der Schönheit ist der Anfang einer fruchtbaren Freiheit. Aber so eine Aufmerksamkeit auf eine Schönheit, die in unser Leben eindringt, uns aufruft und zwingt, das schlagende Herz deutlich zu hören, ist die Erziehung der Zärtlichkeit. Damit diese Samen nicht verloren gehen, müssen wir drei Sachen kultivieren, die man oft in einer normalen Schule vernachlässigt: die Verwunderung als Zärtlichkeit in Bezug auf die Wirklichkeit, die Berufung als Zärtlichkeit zu unserem Schicksal und das Mitgefühl – die Empathie – als Zärtlichkeit in Bezug auf den Nächsten. So eine Schule der Zärtlichkeit erzeugt keine Kultur der Sicherheit und der Harmonisierung der Ängste, sondern eine Kultur der Gastfreundschaft, der Dankbarkeit als einer Form der Anerkennung der Anwesenheit der Schönheit, die die Menschlichkeit inmitten der entmenschlichenden Gewalt erzeugt, und des Zeugnisses. Heute, wenn die Ideologien ihre Macht verloren haben, aber die Katastrophe des Krieges an Macht gewinnt, geschieht die Wiedererfindung der Menschlichkeit da und dort, wo man in einer einfachen Begegnung mit anderen Menschen einen Aufruf an das Herz erkennen kann, wann man in der Wirklichkeit selbst die einfachste Form der Schönheit erkennt, die Schönheit der Berufung und des Versprechens. Eine Form, die genauso einfach und fest ist, wie $2 + 2 = 4$, oder die sechs Symmetrieachsen der Schneeflocke. Sie zu erkennen und auf diesen Aufruf der Beteiligung mit ganzem Herzen zu antworten – das ist Versöhnung.

Johanna Schworm: Vielen Dank, Professor Filonenko, für Ihren Bericht, für Ihren sehr reichen Bericht, reich an Erfahrungen, an Beobachtungen auch über die Entwicklung unserer Gesellschaft. So vieles haben Sie aufgezeigt, auch sehr eindrückliche und hilfreiche Bilder verwendet wie den Wasserfall oder auch das Bild des Kirschgartens oder des Gärtners, der vergeblich versucht zu

pflanzen. Angesichts dieser Reichhaltigkeit traue ich mich fast nichts dazu zu sagen. Aber eine Sache hat mich sehr beeindruckt. Oder bzw. sehr zum Nachdenken gebracht. Denn: wenn ich daran denke, was meine Generation bewegt oder besonders mich bewegt und prägt, dann ist es wirklich diese Frage nach Gewissheiten. Diese Ungewissheiten, die uns umgeben, und Pater Carlin hat es wirklich sehr treffend in einem Zitat von Havel auf den Punkt gebracht: Wir leben in einer Welt, in der alles möglich und fast nichts gewiss ist. Das ist jetzt mein Zitat und nicht wörtlich. Und das ist wirklich die Frage, in dieser Ungewissheit und den Ideologien, die uns umgeben, die oft nicht mehr so explizit sind, also es ist nicht eine Partei, ein Staat, eine Art zu denken. Sondern irgendwie subtiler. Also auch allein die Analyse der Ideologie der Säkularisierung war mir nicht klar, bis ich Professor Roy gehört habe. Das lässt immer wieder die Frage aufkommen: wie komme ich zu Gewissheiten und wie kann ich mich auch von Ideologien befreien? Und Ihr Vorschlag war die Aufmerksamkeit für die Realität, für die Wirklichkeit. Auf das zu schauen. Also dieses Staunen angesichts der Realität; auch die Wissenschaft ist für Sie die Kultivierung dieses Staunens, wie Sie gesagt haben. Und uns von der Realität verwunden zu lassen, weil es wirklich eine Wunde ist, und deshalb Ihr Aufruf, dass wir eine neue Schule der Aufmerksamkeit brauchen. Bei dem habe ich gemerkt: genau das wünsche ich mir. Auf das schauen zu können, was da ist. Aber ich möchte jetzt auch nicht mehr dazu sagen, weil wir jetzt noch eine halbe Stunde Gelegenheit haben, ins Gespräch mit Ihnen zu kommen und noch genauer nachzufragen, und ich möchte auch Ihnen direkt die Möglichkeit geben, konkret nachzufragen und zu verstehen. Ein kurzer Hinweis zu den Fragen: Ich möchte Sie bitten, dass Sie sich ganz kurz vorstellen, dass Sie sich möglichst kurz fassen und wirklich auch eine Frage formulieren. Also möglichst keine Kommentare, bitte. Das wäre sehr nett!

Pater Gianluca Carlin: Was bedeutet es, die Kirsche zusammen mit ihrem Kern zu pflanzen?
Filonenko: Grazie! Meine Lieblingsfrage! Ich versuche es. Es ist eine große theologische Frage: Warum ist die Kirsche ein Baum? Ich werde mit einem Beispiel für Kinder anfangen, das von Aristoteles stammt. Es ist ein Beispiel von zwei Typen der Hoffnung: die wirkliche und die nicht wirkliche. Stellt euch vor, der Stiel eines Werkzeuges, eines Gartenwerkzeuges, das ist ein totes Holz. Aber wir können dieses Holz in den Boden rammen. Wir können es jeden Tag begießen, in der Hoffnung, dass es irgendwann einmal zu einem Baum wird. Das ist eine irrsinnige Hoffnung. Aber es ist eine wahre Hoffnung. Und es gibt noch die andere Hoffnung. Wenn ich das alles mache, ich mache es und ich mache es, und dieser Stiel fängt an zu blühen, es wird zu einem lebendigen Baum. Und es stellt sich heraus, dass ich diese ganze Zeit auf etwas gewartet habe. Gewartet habe, dass dieser Baum als Frucht hundert Werkzeugstiele haben wird. Und das ist natürlich eine falsche Hoffnung. Aber eine sehr traurige. So häufig pflanzen wir die wirklichen Sachen mit der Hoffnung, und wir sind bereit zu warten und zu begießen, dieses tote Holz zu begießen. Aber wir hoffen, dass dort etwas herauskommt, was uns wohlbekannt ist. Und wenn dann wirkliche Früchte daraus wachsen, dann sind wir schockiert. Denn wir wollten Werkzeugstiele. Und wir sind traurig. Ich glaube, das ist die allerschrecklichste Metapher für die Hoffnung. Es ist die erste. Und das zweite, dieses Beispiel, das in Wien passiert ist, die Geschichte, die ich erzählt habe. Als ich diese Geschichte gesehen habe, das war auf einer Ausstellung. Da war ich wirklich schockiert. In unseren Ländern, in der Ukraine, in Russland, gibt es viele talentierte Menschen und sie alle arbeiten viel, mehr oder weniger. Aber es ist erstaunlich, wie wenig daraus wächst. Es wächst gar nichts. Die wichtigste Frage ist: was machen wir falsch? Und es ist absolut klar, dass wir etwas Wertvolles schon weggeworfen haben. Das hat uns gestört. Und was ist dieses Wertvolle? Für mich sind es drei Sachen. Die erste: die Wissenschaft hat man vergessen oder aufgehört mit dem Staunen zu verbinden. Also fängt man in der Schule nicht mit dem Staunen an. In der Schule vermittelt man nur das Wissen. Und es gibt keine Zeit zu staunen. Eine Lehrerin hat mir erzählt: „Ich bin kein

Clown. Ich habe keine Zeit. Ich habe ein sehr großes Programm“. Das ist das erste. Wir finden, dass das Staunen uns irgendwie stört. In der Schule. Die zweite Sache, das ist die Frage nach unserer Berufung. Entschuldigung, ich erzähle immer ein und dieselbe Geschichte. Die ukrainische Geschichte. In der Ukraine ist das Chassidentum entstanden. Und da gab es große Lehrer des Chassidentums. Und es gibt einen, den ich besonders mag, der war so halb verrückt. Der hieß Sussja. Der war immer fröhlich. Und eines Tages ging er herum und weinte. Und alle fragten ihn: warum weinst du? Und er antwortete: „Heute Nacht habe ich verstanden, dass Gott mich bald zu sich ruft. Zum Gericht. Und er wird mir eine Frage stellen auf die ich nicht antworten kann.“ Und alle Menschen: „Sussja“, haben sie gesagt „du bist doch der Lehrer! Welche Frage könnte Gott dir stellen, die du nicht beantworten kannst? Wird er dich etwa fragen ‚Sussja, warum hast du nicht das Leben von Moses gelebt? Von Abraham?‘ “ Und Sussja meinte: „Nein, nein, das sind einfache Fragen. Leider wird Gott das nicht fragen. Er wird fragen: ‚Sussja, warum hast du nicht das Leben von Sussja gelebt?‘. Und ich weiß nicht, was ich ihm antworten soll. Und deshalb weine ich.“ Wenn ich jetzt in einer heutigen Universität unterrichte, die Jugendlichen sind so 17 bis 25 Jahre alt, dann sind das die Haupttränen ihres Lebens. Meines Lebens. Was mache ich hier, jetzt, an dieser Universität, an dieser Stelle? Wie ist es mit meinem Glück verbunden? Kann ich dieses Leben von Sussja leben, an der physikalischen Fakultät? Und diese Frage ist nicht Teil des physikalischen Lehrplans.

Und die dritte Frage: Wir haben es vor langer Zeit schon geschafft, zwei Sachen zu trennen. Das Wissen und die Empathie. Das Wissen und das Mitgefühl. Für mich ist das der schwerwiegendste postmoderne Fehler. Denn als wir noch diese Ereignisse von Maidan gehabt haben, sind sie in Kiew geschehen. Und ich war zu dieser Zeit in einem anderen Teil des Landes, in Kharkov. Und ich nahm die Prüfungen ab, und zwar die Philosophieprüfung bei den Physikern. Das war eine ganz normale Prüfung. Und ich habe meine Studenten gefragt: „Was denkt ihr darüber, was da geschieht? Da schlägt man solche, wie ihr es seid“. Und sie meinten zu mir: „Aber, das sind Emotionen, Mitgefühle! Das ist alles ein Fehler. Denn wir müssen einfach nur verstehen, was dort geschieht. Und nicht einfach nur mitfühlen.“ Wir haben uns in so einer Situation wiedergefunden, dass es uns scheint, als müssten wir, um zu verstehen, aufhören oder weniger mitfühlen. Als ob das zwei konkurrierende Fähigkeiten wären. Und man sieht, wie das aus dieser Bildung verschwindet. Also für mich ist anfangen zu pflanzen, einen Baum zu pflanzen zum Beispiel, mit diesen drei Dingen anzufangen: Vom Staunen zur Berufung, zur Empathie.

R., Informatiker: Sie hatten davon gesprochen, wie die Wissenschaft Sie unbeabsichtigt befreit hat, und ich denke, die heutige Zeit nimmt für sich in Anspruch, sehr wissenschaftlich zu sein, denn die Naturwissenschaft gilt als das Nonplusultra. Gleichzeitig sagten Sie eingangs, immer mehr Leute sagen über die Symmetrieachsen der Schneeflocke: „Das kommt darauf an.“ Meine Frage ist: wie ist das möglich, wie passt das zusammen? Dass einerseits unsere Zeit für sich in Anspruch nimmt, sehr wissenschaftlich zu sein, andererseits immer mehr alles zur Meinungsfrage erklärt wird, auch wissenschaftliche Tatsachen. Das scheint sich doch zu widersprechen, wie ist das möglich?

Filonenko: Für mich ist es sehr wichtig, es war früher für mich sehr wichtig, zu sehen, dass der wissenschaftliche Zweifel aus dem Staunen geboren wird. Aus dem Staunen vor dem Unerwarteten. Es ist immer so, dass vor dem Zweifel das Staunen kommt. Wenn es wirklich produktives Staunen ist. Welches auch weitere wissenschaftliche Resultate hervorbringt. Und mir war nie klar, was selbstzufriedener Zweifel ist. Etwa vor zwei Jahren war ich wirklich überrascht über einen Satz von L. Giussani. Er versuchte zu erklären, was für ihn kritisches Denken ist. Und er erklärte dies

so: Heute wird das kritische Denken normalerweise verstanden als die Fähigkeit, jeden Versuch in Frage zu stellen. Jede Erfahrung in Frage zu stellen. Aber für ihn war kritisches Denken etwas ganz anderes. Er fand, dass wir jetzt schon in der Unklarheit leben. Aber es war wichtig, etwas zu finden. Etwas Kleines zu finden. Aber Positives. Für mich hört sich das schön an. Etwas Kleines und Schönes. Nicht zu erfinden. Nicht sich das irgendwie vorzustellen. Sondern es wirklich zu finden. Und wenn ich das gefunden habe, dann zu antworten. Dann wächst etwas. Dann wächst eine Struktur des Wissens. Aber es gibt noch eine zweite Frage: Was soll man mit dem ganzen Rest machen? Denn: der ganze Rest, der ist viel größer. Und Giussani antwortete absolut wundervoll. Er meinte, all diesen Rest, den muss man Gottes Gnade überlassen. Also wirklich überlassen. Nicht vergessen. Nicht einfach nur aufhören hinzuschauen, sondern abgeben. Und diese zwei Fähigkeiten, etwas zu finden, etwas Klares und Schönes zu finden, etwas, was dein Herz nicht so zurücklässt, wie es vorher war. Und dem zu folgen. Und diese zweite Sache, das Unklare, das Böse, nicht einfach selber versuchen zu lösen, sondern es abzugeben. Ich denke, diese Bestimmung ist nicht nur eine religiöse Bestimmung. Es ist nicht nur eine kritische Bestimmung, sondern es ist auch wirklich mit dem Herz der Wissenschaft verbunden. Denn in der Wissenschaft ist es das Schönste, diesen Moment zu sehen. Dieser Moment, in dem es dem Menschen scheint, dass er wirklich schon alles in seinem Gebiet weiß. Und plötzlich sieht er da etwas ganz Kleines, aber Seltsames. Und man kann nicht wirklich weg davon. Weil es für dich seltsam ist.

Ich mag eine Geschichte. Über einen australischen Priester der anglikanischen Kirche, Robert Evans. Er ist ein anglikanischer Priester, und jeden Abend ging er zu sich in den Garten und hatte dort ein Teleskop. Er suchte neue Sterne. Wie sucht er sie? Er fotografierte genau denselben Ausschnitt des Himmels. Dann schaute er sich diese Fotos an, und es sieht aus wie so ein ganz langer schwarzer Streifen, der wie mit Salz bestreut ist. Und die Besonderheit seiner Aufmerksamkeit liegt darin, dass er wirklich neue Salzkörnchen sehen kann, die es auf dem vorigen Foto nicht gab. So fand er ein paar dutzend neue Sterne. Und diese Sterne sind sehr wichtig für die Wissenschaft, weil das etwas sehr Neues ist, das sind irgendwelche besonderen Sterne. Aber dieser Priester, der wurde interviewt, und er wurde gefragt: „Warum machst du das? Bist du etwa an der Kosmologie interessiert?“ Ist er etwa ein Amateur? Warum beunruhigt ihn das? Und er erzählte eine erstaunliche Geschichte. Er sagte: „Stellt euch vor, dass diese neuen Sterne in Wirklichkeit alte Sterne sind. Sie sind schon explodiert. Aber manche von ihnen sind so weit weg von uns, dass ihre Explosion noch vor der Entstehung der Erde stattgefunden hat. Irgendwo ist ein Stern explodiert. Und er strahlte dann Licht aus. Und dieses Licht flog und flog. Und traf nichts – sehr gut! – es ist lange geflogen. Und in dieser Zeit ist der Planet Erde entstanden. Und dieses Licht fliegt fort. Da waren Dinosaurier, Präsidenten, Imperatoren, Ukrainer, Maidan, aber das Licht flog. Traf auf nichts. Kam an. Flog mehr als fünf Milliarden Jahre lang. Und plötzlich geht ein Priester in Australien abends zu seinem Teleskop und dieses Licht trifft genau sein Auge!! Es ist angekommen.“ Und er sagt: „Wie kann man nicht in Erstaunen versetzt werden von so einer Begegnung?! Deshalb gehe ich da hin wie zu einem Date. Jedes Jahr, jedes Jahr kommen mehrere solcher Dates zusammen.“ Und es scheint, dass das die Geschichte eines Verrückten ist. Aber wirklich, die Resultate, die er erzählt, haben eine Bedeutung für die Kosmologie.

Wir können die Geschichte der Wissenschaft auf zwei Arten und Weisen erzählen. Wir können sie so erzählen, wie man sie uns in der Schule beigebracht hat, indem man uns das Wissen einfach weitervermittelt hat. Oder wir können sie so erzählen wie die Geschichte des Staunens. Kein sentimentales Staunen. Sondern wirklich Sachen, die die Geschichte des Wissens verändert haben. Und mir scheint es, dass genau das diese Erzählung ist, die auf den ersten Blick vielleicht unnötig

erscheint. Wir sind doch wirklich ernsthafte Menschen, uns ist Wissen genug. Aber eigentlich ist diese Geschichte über das Staunen vor der Schönheit. Obwohl es zweitrangig erscheint, gebiert es neue Menschlichkeit.

C., Journalist: Sie haben das Staunen über die Wirklichkeit und die Aufmerksamkeit gegenüber der Wirklichkeit betont. Können Sie nochmal erläutern, wie ich darin für meine Person, für meinen Lebensweg eine Gewissheit gewinne? Oder anders ausgedrückt: Was antworten Sie denn Ihren Studenten?

Filonenko: Die Gewissheit ist eine schwierige Sache. Ist die Gewissheit in der deutschen Sprache mit dem Sehen verbunden? Also im Russischen ist „jasnost“ etwas klar zu sehen. Also die Gewissheit ist, etwas klar zu sehen. Sicherheit auch. Certezza, certainty. Natürlich ist es eine lange Frage, eine philosophische Frage, eine schwierige Frage. Aber wenn ich gefragt werde, zum Beispiel von einem Kind, oder von einem Studenten oder von meiner Frau, wo die Gewissheit in unserem Leben ist, ist es für mich ein sehr starker Punkt.

Ich bin überzeugt, dass ich diese Gewissheit nicht in mir selber finden kann. Das ist keine Gewissheit, auf der ich bestehen kann. Es ist immer ein Wunder, dass wir zusammen sind. Dass wir uns zusammen vor einem Ereignis befinden, welches so verwundend ist, welches so schön ist, dass wir zusammen mit einem anderen Menschen einfach die Fähigkeit zu sprechen verlieren. Und es ist interessant, dass es uns in diesem Moment so erscheint, als ob wir uns selber nicht interessieren. Wir sind vor diesem Ereignis so klein. Uninteressant. Aber wenn wir uns an so ein Ereignis drei Tage später erinnern, dann wird uns plötzlich klar, wie wir zu diesem Zeitpunkt wirklich wir selber waren, also wirklich lebendig waren. Wir waren uns selber niemals so gewiss wie vor diesem Ereignis, wie im Anblick dieses Ereignisses, bei dem wir die Fähigkeit zu sprechen verlieren.

Wenn man mich fragt, wie suchst Du nach Gewissheit? Was ist das für dich? Dann glaube ich an die Kraft der Erzählungen. Für mich ist die Antwort auf die Frage nach der Gewissheit die Suche des Erzählenden. Und ich finde, wir befinden uns da in einer sehr interessanten Epoche. Denn jetzt gerade kommen die Erzähler wieder zurück in unsere Kultur, also die Geschichten kommen wieder auf. Es gibt ein sehr wichtiges Essay von Walter Benjamin, das heißt „Der Erzähler“. Dieses Essay ist einem russischen Autor gewidmet, Leskow. Und in diesem Essay beschreibt Benjamin, wie er sich von diesem Erzähler verabschiedet. Er sagt, nach dem ersten Weltkrieg ist der Erzähler überhaupt nicht mehr zu denken. Und deshalb beschreibt er sein Portrait, zeigt, wie wichtig er für die europäische Kultur war, und jetzt ist er nicht mehr möglich. Meine Behauptung ist, dass wir uns nach dem modernen Autor, nach dem postmodernen Interpreten, wieder in einer interessanten Kultur befinden, in der der Protagonist nicht der Autor und auch nicht der Interpret ist, sondern der Erzähler. Oder, in der kirchlichen Sprache ausgedrückt, der Zeuge. Und deshalb ist in der modernen Kultur zwischen der Gesellschaft und der Kirche dieser gemeinsame Raum da, über den auch heute morgen gesprochen wurde. Und dieser Raum ist der Raum der geteilten Zeugenschaft. Keine Zeugenschaft von etwas Göttlichem, denn das könnten die Atheisten auch nicht kennen. Aber alle Menschen sind bereit, Erzählungen über die neue Menschlichkeit zuzuhören. Und in diesem Raum der neuen Menschlichkeit ist jeder Zeuge und jeder Erzähler wertvoll. Christen kommen in diesen Raum wie glückliche Zeugen, die von etwas Heiligem erzählen können. Und uns stört nichts mehr, dies zu tun. Ich glaube, dass heute die Frage nach der Gewissheit die Grenzen der Theorie verlässt. Sie verlässt auch die Grenzen des pragmatischen Handelns. Sondern wird verbunden mit der Natur des Erzählenden. Oder des Zeugnisgebenden.

Johanna Schworm: Dankeschön! Das war leider die letzte Frage, die wir Ihnen stellen durften, weil wir nicht genügend Zeit haben. Ich denke, dass bestimmt noch mehr Fragen entstanden sind. Herzlichen Dank noch einmal für alles, was Sie gesagt haben! Dank Ihnen habe ich auf jeden Fall wieder Lust bekommen, mich an meine wissenschaftliche Uniarbeit zu setzen und vielleicht auch staunen zu dürfen – bis jetzt ist mir das doch eher schwer gefallen. Und in diesem Sinne wünsche ich uns allen, wie Sie auch vorhin davon gesprochen haben, dass wir die Schönheit in den Begegnungen entdecken können, von der Sie eben gesprochen haben, und vielleicht auch, wie Sie gesagt haben, die evangelische Tiefe der Begegnungen, wenn sie auch vielleicht flüchtig sein mögen, erkennen können. Und erfahren können, was es eigentlich bedeutet. Und deshalb vielen, vielen Dank, dass Sie nach Köln gekommen sind und Спаси́бо (danke)!

Jetzt habe ich noch zum Abschluss einige Hinweise, das kennen Sie ja mittlerweile schon. Die Erinnerung an die Spenden, wie schon öfter erwähnt: zu 90% finanzieren wir uns aus Spenden, deshalb herzlichen Dank an alle, die spenden, sei es in bar, in diesen Umschlägen, die Sie überall finden, oder online oder in den Körben. Also vielen herzlichen Dank an alle, die beitragen, sei es auch ein geringer Beitrag. Wir sind sehr dankbar dafür. Und auch nochmal der Aufruf: bitte registrieren Sie sich, weil eben die restlichen 10% unseres Zuschusses auch davon abhängen. Und noch ein Verweis auf die nächste Veranstaltung: Orwell hat uns zu diesem Titel inspiriert, und wir haben ihn immer wieder gehört und zitiert und ja, er ist immer wieder vorgekommen. Deshalb für diejenigen, die ihn noch nicht gelesen haben, aber auch diejenigen, die ihn schon kennen, gibt es nach einer kurzen Pause die Möglichkeit, in unserem nächsten Programmpunkt durch szenische Lesungen in seine Welt einzutauchen und die Wirklichkeit wirklich zu sehen, die er beschreibt. Und später dann auch über die Aktualität seines 1948 geschriebenen Romans zu diskutieren. Also herzliche Einladung dazu. Später. Danke!